

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 60 (1989)
Heft: 8

Artikel: 145. Jahresversammlung vom 9./10. Mai in Näfels : "Heimwesen wohin?" - Ein vertieftes Verständnis als Grundlage aller Entscheidungen
Autor: Siegenthaler, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Heimwesen wohin?» – Ein vertieftes Verständnis als Grundlage aller Entscheidungen

Einen der Höhepunkte der Jahresversammlung bildet jeweils das Schlussreferat des zweiten Tages. «Heimwesen wohin?» stellte Prof. Dr. Hermann Siegenthaler dabei nochmals die Frage und gab dazu zeitkritische Antworten. Zeitkritik hat mit der Gegenwart zu tun. Die Frage ist aber auch Ausdruck eines bestimmten Zeitempfindens, hängt mit der Zeitströmung zusammen. So ging es dem Referenten vorerst darum, die Frage «Heimwesen – wohin?» in die grösseren Zusammenhänge einzubauen, um so auch die notwendigen Perspektiven für die Antworten zu gewinnen.

Prof. Dr. Hermann Siegenthaler ist Heilpädagoge und Vizedirektor der Sekundar- und Fachlehrerausbildung an der Universität Zürich. Er arbeitet seit 25 Jahren als Heilpädagoge und ist jetzt als Berater in Kolumbien tätig. In den Nordstaaten von Südamerika haben sich vor allem Ärzte und Sozialarbeiter zusammengetan, um die Behindertenarbeit an die Hand zu nehmen. Prof. Siegenthaler ist Berater für die Lehrer, die an den verschiedenen Schulen ausgebildet werden. Er hat in Kolumbien auch eine Lehrverpflichtung. In diesem Sommer erscheint mit der Schrift «Einführung in die Heilpädagogik» erstmals ein Buch von ihm in spanischer Sprache. In Nafels war Prof. Siegenthaler vielen Anwesenden bekannt durch das Einsiedler-Forum.

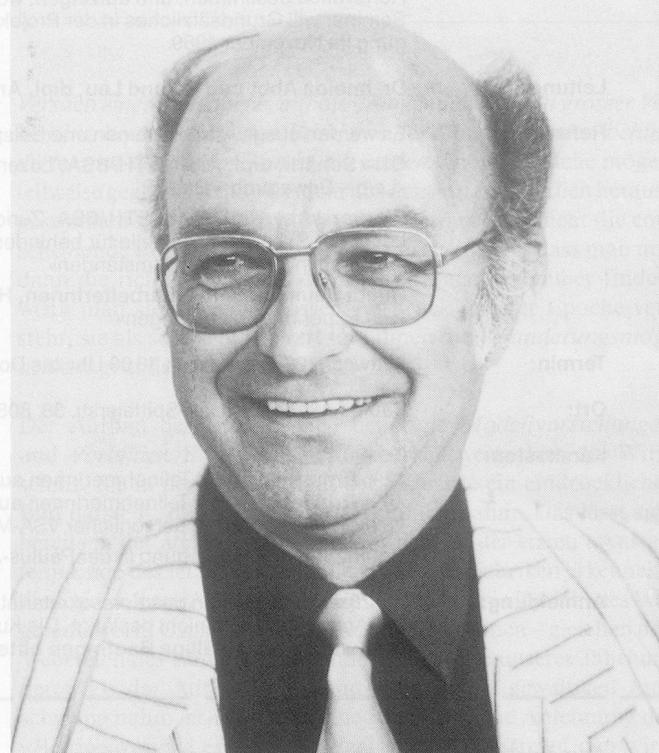
1. Einleitung: Was steckt hinter der Frage?

Will man auf eine Frage Antworten geben, muss man zuerst die Frage verstehen. Dies gilt erst recht, wenn es sich um «zeitkritische» Antworten handeln soll. Denn als solche betreffen sie etwas in der jeweiligen Zeitepoche; es geht ihnen um unsere Gegenwart. Genauso aber ist die Frage Ausdruck eines bestimmten Zeitempfindens, hängt mit der Zeitströmung zusammen, die wir in vielen anderen Erscheinungsformen auch erkennen können.

So geht es zunächst darum, die Frage «Heimwesen wohin?» in diese grösseren Zusammenhänge einzubauen, um auch die notwendigen Perspektiven für die Antworten zu gewinnen. Ich tue dies aus einer gewissen Distanz heraus, indem ich seit wenigen Jahren das Heimwesen nicht mehr aus der unmittelbaren Betroffenheit eines Mitarbeiters betrachte. Ich bin mir dieser Distanz bewusst – meine aber, dass darin eine Chance liegt.

Die «Wohin»-Frage ist nur dann sinnvoll, wenn sie an etwas gerichtet ist, das gegenwärtig in Entwicklung, in Verwandlung oder kurz: unterwegs ist. Sie scheint Ausblick zu halten nach verschiedenen Richtungen, die zwar vor uns liegen, aber ungewiss sind. So steht auch diese Frage auf dem Boden der Ungewissheit, der Unbestimmtheit, der Ratlosigkeit. Wenn ich dazu ein Bild wählen soll, ist es das des Wanderers vor einer Kreuzung: Er ist unterwegs und steht plötzlich vor einzelnen Abzweigungen seines Weges.

Wenn ich diese Frage in Bezug setze zum Heimwesen, ist dieses doppelt zu beachten: Für meine Betrachtungsweise bedeutungsvoll ist die Auffassung, *dass sich das Heimwesen in Entwicklung, in Wandlung, in Bewegung befindet*. Diese Auffassung kommt mir einerseits entgegen, verpflichtet aber zugleich, dass die «zeitkritischen» Antworten ihrerseits die *Entwicklung nicht als abschliessbar* voraussetzen. Aber auch die andere Seite des erwähnten Bildes ist aufzugreifen: Die «Wohin»-Frage als *Ausdruck der Unsicherheit und Ratlosigkeit* des heutigen Heimwesens, hinter der sich die mehr oder weniger deutliche Sehnsucht nach mehr Sicherheit in bezug auf zukünftige Entwicklungen verbirgt. So jedenfalls lässt sich das in den letzten Jahren zu beobachtende Bestreben interpretieren, Heimkonzepte aufzubauen – sei es auf kantonaler Ebene für die Schulheime, sei es auf der Ebene einzelner Institutionen. Je ernster diese diskutiert werden, um so mehr tauchen auch Fragen nach der «Qualität» der Heime auf (1).



Prof. Dr. Hermann Siegenthaler:
«Wir müssen die menschliche Ganzheit als Qualität auffassen – nicht als Quantität.»

Es wäre eine oberflächliche Betrachtungsweise, würde man diese Tendenz nur als Reaktion auf den vermehrten ökonomischen Druck oder – was vor allem bezüglich Schulheime für Behinderte gelten mag – auf die wachsende Konkurrenz durch den Ausbau ambulanter Dienste oder alternativer Möglichkeiten interpretieren. Ich denke, die Gründe liegen tiefer und wir werden auf jene Dimension der Zeitströmung verwiesen, die sich am Grund unserer gegenwärtigen Zeitepoche abspielt.

Wenn man vielen Denkern und Deutern unserer Zeit Glauben schenken darf, bahnen sich in der Tiefenströmung unserer Zeit grundlegende Veränderungen ab, so dass wir die *Gegenwart als*

VSA-Arbeitstagung für Leiter und Mitarbeiter aller Heime sowie Mitglieder von Heimkommissionen und sonstige Interessierte

Bauen und Wohnen

20./21. September 1989
in der Paulus-Akademie in Zürich

Im Spannungsfeld zwischen Tradition und Entwicklung



Thema:

Viele neue Heime sind geplant und werden in nächster Zeit auch gebaut. Mancherorts sind umfassende Renovationen in vollem Gang.

Das diesjährige Seminar will sich mit den Projektierungsgrundsätzen befassen, die den Heimneubau oder die Renovation bestimmen, und aufzeigen, wo die zukünftigen Entwicklungen hinweisen, hinführen müssen. Das Seminar will Grundsätzliches in der Projektierung kritisch hinterfragen und vorbereiten auf die Altersheimtagung im November 1989.

Leitung:

Dr. Imelda Abbt und Roland Leu, dipl. Arch. ETH/BSA

Referenten:

Es werden ausgewählte Themen und Beispiele dargestellt und diskutiert. Referenten unter anderen:

Otto Schärli, dipl. Arch. ETH/BSA, Luzern
«Leib – Bewegung – Bau»

Werner Jaray, dipl. Arch. ETH/BSA, Zürich
Leiter der Schweiz. Fachstelle für behindertengerechtes Bauen
«Wohnen in besonderen Umständen»

Ruedi Baumann und MitarbeiterInnen, Hombrechtikon
«Ein Experiment ist gelungen»

Termin:

Mittwoch, 20. September, 10.00 Uhr, bis Donnerstag, 21. September 1989, 16.00 Uhr

Ort:

Paulus-Akademie, Carl-Spittelerstr. 38, 8053 Zürich

Kurskosten:

Fr. 180.–
12% Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen mit persönlicher Mitgliedschaft
9% Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen
3% Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft
Unterkunft und Verpflegung in der Paulus-Akademie separat, Kosten zirka Fr. 100.–

Anmeldung:

bis 28. August 1989 an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstr. 2, 8008 Zürich
Die Anmeldung wird nicht bestätigt. Die Kursunterlagen und Rechnung erhalten Sie spätestens eine Woche vor Kursbeginn. **Allfällige Baufragen bitte vorher schriftlich bekanntgeben.**

Anmeldetalon (Paulus-Akademie 89 «Bauen und Wohnen»)

Name, Vorname, Adresse

Arbeitsort (Name und Adresse des Heims)

Datum

Unterschrift

VSA-Mitgliedschaft des Heimes (9% Reduktion)

Persönliche VSA-Mitgliedschaft (3% Reduktion)

Zutreffendes ankreuzen

Unterkunft in der Paulus-Akademie erwünscht

Angemeldeten Teilnehmern, die eine Unterkunft bestellt haben, muss bei Rückzug der Anmeldung nach Ablauf der Anmeldefrist eine Annulationsgebühr von Fr. 50.– berechnet werden.

Übergang von der einen zur andern Zeitepoche verstehen müssen. Gegenwärtig scheint das Jahr 2000 einen ersten zeitlichen Fixpunkt abzugeben. Es gibt nicht nur die Bahn 2000, sondern eine Gesundheitsstrategie der europäischen Kommission der Weltgesundheitsorganisation WHO, die von einer «Gesundheit 2000» spricht. Viel tiefer verweist uns aber das, was sich in der Philosophie abspielt. Das Zeitalter der Moderne beginnend mit dem 16./17. Jahrhundert, stark vorangetrieben durch die Aufklärung, sei zu Ende. Man spricht von einer Zeit nach der Moderne, von der Post-Moderne. Diese Zeitepoche ist gekennzeichnet durch eine «neue Unübersichtlichkeit» aufgrund einer immer weiter zunehmenden Komplexität auf allen Gebieten menschlichen Handelns und Denkens. Verschiedene Lösungen werden angeboten. Während die einen ein neues Anknüpfen an der Zeit vor dem rationalen Denken vorschlagen, geht es andern gerade um das Aushalten der Unsicherheit, ohne nach irgendwelcher Sicherheit Ausschau zu halten. Die astrologisch-orientierten Denker sehen eine Zeitepoche, die ungefähr im 2. vorchristlichen Jahrhundert seinen Anfang nahm, zu Ende gehen, usw. Aufgrund dieser Zeitströmung lassen sich verschiedene Einzelerscheinungen einbauen: Wir empfinden die Grenzen des nur naturwissenschaftlichen Angehens unserer Wirklichkeit; wir beachten seit Jahren zunächst einen Zerfall tragender und allmähliche Anzeichen für das Formulieren neuer Werte; viele Institutionen, die über Jahrhunderte dem Menschen Stabilität verliehen haben, fallen auseinander; (wobei die Kirche als Institution ein deutliches Beispiel liefert). Auf vielen Gebieten wird deshalb ausdrücklich von einer *Wende* oder einer *Wendezeit* gesprochen (2).

Und bereits sind auch Reaktionen auf diesen verspürten grundlegenden Wandel zu erkennen, wie sie am deutlichsten im Aufbruch betont konservativer Forderungen zum Ausdruck kommen – die starke Tendenz zum Fundamentalismus jeglicher Färbung sind sprechende Beispiele. Es will mir scheinen, dass gerade in den letzten fünf bis zehn Jahren auf allen Gebieten die vorwärts treibenden Kräfte gleichzeitig ihr Gegenteil hervorrufen.

In diesen Untergrund, verstanden als Grundströmung, ist selbstverständlich auch das gesamte Heimwesen eingebettet. Ich bin der Auffassung, dass gerade hier alle genannten Einzelerscheinungen in besonderem Masse deutlich werden. Für die Fortführungen meiner Ausführungen gehe ich von dieser Annahme aus, um die wesentlichen Forderungen für die künftige Entwicklung möglichst scharf herausarbeiten zu können.

2. Das Heimwesen als zeitgemäße Antwort des 20. Jahrhunderts

Das setzt selbstverständlich voraus, dass ich einige Merkmale zum Heimwesen, wie es in unserem Jahrhundert sich herausgebildet hat, erwähne. Denn erst dann kann möglicherweise auch das, was man als Anzeichen zu einer Wende nennen könnte, in den Blick kommen.

Wir können in einem allgemeinen Sinne das gesamte Heimwesen als eine Antwort unserer Gesellschaft auf die Behinderten oder in irgendeiner Weise der Norm nicht entsprechenden Menschen auffassen. Jede Zeitepoche hat ihre je eigene Antwort gegeben. Die im 20. Jahrhundert sich herausgebildete Form ist der *Aufbau von Institutionen*. Und wenn ich an die geplanten Alters- und Pflegeheime in der Schweiz denke, will mir scheinen, als bleibe diese Form von Antwort auch weiterhin die einzige.

Bevor ich dieser Tatsache weiter nachgehe, muss ich bereits an dieser Stelle auf die erforderliche Grundeinstellung hinweisen, die hinter dieser Auffassung steckt. Mit gar keinem Wort ist nämlich etwas gegen die Institutionen gesagt. Sie sind der ernsthafte

An alle VSA-Veteranen

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

Wir möchten Sie hier noch einmal auf unsere diesjährige Zusammenkunft aufmerksam machen. Diese findet statt:

Donnerstag, den 14. September 1989

auf der Halbinsel Au am Zürichsee. (Siehe auch Programm im separaten Kästchen.) Für bisher Unentschlossene besteht immer noch die Gelegenheit, sich bis zum 31. August anzumelden.

Adresse: Rudolf Vogler
alte Tannerstrasse 21
8630 Tann-Rüti
Tel. 055 31 73 72

Liebe Veteranen,

Schon eine schöne Fahrt auf dem Zürichsee ist sicher eine Reise wert. Dazu kommt erst recht noch die Möglichkeit, wieder einmal für ein paar Stunden liebe Freunde und alte Bekannte zu treffen.

Für das OK
G. Stamm

Versuch einer Zeitepoche, auf die drängenden und mit grosser Vehemenz heranbrechenden Probleme der Lebenssituation behinderter und alter Menschen zu antworten. Diese Versuche mögen teilweise glücklich, teilweise nicht aus den Anfangsstadien herausgekommen sein. Das spielt für meine Betrachtung nicht die entscheidende Rolle. Von Bedeutung aber scheint mir, dass man nur dann die richtige Haltung den Institutionen gegenüber findet, wenn man sie als zeitgemäßen Ausdruck unserer Epoche versteht, sie als solche akzeptiert und ihnen die *Veränderungsmöglichkeit* grundsätzlich zugesteht.

Der Aufbau der Institutionen benötigte *Modellvorstellungen* und *Vorbilder*. Es ist äusserst bemerkenswert, dass die Wirtschaft, die in der Entwicklung der Industrie ein eindrückliches Bild darstellt, diese Vorbildsfunktion übernahm. Das lässt sich bereits in der architektonischen Ähnlichkeit der ersten «Anstalten» Ende des letzten Jahrhunderts mit den Fabriken erkennen: die sogenannten Altbauten der Epilepsieklinik in Zürich, des Wägerenhofes in Uster – um nur deren zwei zu nennen – gleichen den Webereien des Zürcher Oberlandes. Seit Mitte unseres Jahrhunderts, als der Aufbau des Heimwesens einen gewaltigen Aufschwung nahm, erkennt man eine ganz deutliche Anlehnung des «Betriebes», wie es auch bei den Heimen heisst, an den wirtschaftlichen Betrieb, sowohl was die Führungshierarchie (Heim/Aufsichtskommission – Heimleiter – Mitarbeiter an der Front), als auch die Führungsmittel betrifft. Das hat sich in den letzten Jahrzehnten so sehr entwickelt, dass heute das in der Wirtschaft geschulte Management eine wichtige Qualifikation des Heimleiters geworden ist. «Der Betrieb muss funktionieren» – so lautet die Begründung neuer Einrichtungen und die Aufgabe der Institution. Es geht um «Effizienz», es werden Betriebsanalysen vorgenommen usw.

Ich habe das Bild mit Absicht überzeichnet, um dadurch die Grundlage für meine weitere Fragestellung klarzulegen. Denn, und das war und ist die letztgültige Begründung des Heimwesens, *es geht doch eigentlich um den Menschen*, der hier aufgenommen wird und um dessentwillen Institutionen gebaut werden, nicht um das Funktionieren eines Betriebes. Wir müssen daher in der

Betrachtungsweise einen Schritt weitergehen und uns fragen: *Welches Menschenverständnis oder Menschenbild steckt denn hinter der Entwicklung*, die zum Ausbau des Heimwesens als institutionalisierte Antwort auf behinderte und alte Menschen geführt hat? Dazu will ich zunächst einige Hinweise auf dieses Fragen nach dem Menschenbild machen, die den weitern Gedanken-gang verständlich machen sollen.

Die Frage nach dem Menschenverständnis oder dem Menschenbild hat sich in den letzten fünfzig Jahren innerhalb der philosophischen Anthropologie, einer Disziplin der Philosophie, herausgebildet. Solches Fragen geht von der Tatsache aus, dass jedes Reden und Handeln in bezug auf den Menschen als auch auf einzelne Menschengruppen von einem meist unausgesprochenen Verständnis oder Bild dessen getragen werden, was der Mensch seinem Wesen nach sei. Heute gibt es kaum einen ernsthaften Wissenschaftler, der sich nicht auf diese seine Grundlage besinnt. Wir können sogar unser Jahrhundert als die Zeitepoche bezeichnen, welche sich zur Frage nach dem Wesen des Menschen in besonderer Weise herausgefordert weiss. In methodischer Hinsicht geht es um ein «Hinterfragen», das heisst, wir nehmen für die hier dargestellten Überlegungen das Heimwesen und seine Entwicklung zum Anlass, um nach jenem *unausgesprochenen, verborgenen, im psychologischen Sinn meist unbewussten Hintergrund zu fragen*, der möglicherweise unser Denken und Handeln trägt und prägt. Dabei müssen wir im Auge behalten, dass wir nicht «dass» Menschenbild als in sich geschlossenes, rational gut angeordnetes System von Aussagen werden finden können, sondern bloss einige seiner Aspekte. Das berechtigt mich, auch jetzt nur deren drei aufzudecken, von denen ich meine, sie seien für unser Anliegen von Bedeutung und könnten unsren Blick für die zukünftige Entwicklung schärfen. Ich beziehe mich bei den folgenden Ausführungen auf meine Arbeit mit Behinderten. Dieser Begriff soll für *Kranksein, Altsein, Pflegebedürftigkeit usw.* stehen.

3. Aspekte des gängigen Menschenbildes

a) Der verwaltbare Mensch

Es wäre jetzt sehr einfach, den bereits zum Schlagwort verkommenen Begriff des «verwalteten Menschen» heranzuziehen, wie er im Hinblick auf die immer deutlicher drohende Gefahr der Datenspeicherung sehr beliebt geworden ist. Mit einem derartigen Schlagwort kommt aber das Wesentliche dessen, was sich im Menschenbild heute abspielt, nicht in den Blick.

Damit dies geschieht, gehe ich kurz auf kennzeichnende Merkmale von Institutionen ein. Es ist bekannt, dass sie sich innerhalb einer Gesellschaft entwickeln, in der das Zusammenleben einer Gruppe «*Ordnung und Regelung*» erfordert. Die Institutionalisierung kann als Prozess verstanden werden, in welchem wiederkehrende Verhaltensmuster sich verfestigen. Das *Verhalten* einzelner Menschen oder Menschengruppen wird in *Normensysteme* eingepasst und somit im Ablauf festgelegt. Es ist in der entsprechenden Literatur zu lesen, dass durch diesen Vorgang der Mensch vom Druck spontaner Bedürfnisse entlastet wird – gleichzeitig aber wird das Verhalten verschachtlicht (3). Für unsere Fragestellung scheint mir von Bedeutung, dass wir die Institutionen, das heisst das gesamte Heimwesen, immer für andere Menschen errichten: für Kranke, für Behinderte, für Alte usw. Es geht also nicht nur um menschliches Verhalten, es geht um Menschen, die wir in Institutionen einweisen können.

Das kann nur dann als sinnvoll erscheinen, wenn wir annehmen, dass der Mensch sich in Normsysteme einfügen lässt. Die Praxis beweist, dass dies nicht nur eine Annahme ist. Offensichtlich ist es möglich, den Menschen in ein Ordnungs- und Regelungsgefü-

ge einzupassen. Der Mensch kann durch diesen Vorgang verwaltet werden, aber nur, weil er als *verwaltbar* aufgefasst wird. Dies allein kann für eine Kritik aber nicht genügen. Denn jeder Mensch trägt, wenn die anthropologische Denkweise Gültigkeit haben soll, diesen Aspekt in seinem Wesen, den die Institutionalisierung aufgreift. Die Gefahr, die damit verbunden ist, muss aber deutlich gemacht werden: Sie besteht darin, dass man diesen einen Aspekt verabsolutiert und so tut, als mache er bereits den ganzen Menschen aus. Eine solche Verabsolutierung eines einzigen Aspektes des Menschen führt immer zu einer Verwahrlosung des Menschenbildes – und dies wiederum immer zur Verwahrlosung des Menschen selbst. In der Praxis kann dies verschiedene Formen annehmen. Jeder Eintritt in eine Institution, sie kann noch so «offen» sein, hat eine Einfügung des Menschen in das darin herrschende Normen- und Regelungssystem zur Folge. Betrachtet man dies von der psychologischen Seite her, liegt die Folge in einer *Entpersönlichung*, das heisst im Verlust der eigenen Persönlichkeit. Als Beispiel, wo man dies in einer extremen Weise erlebt, erwähne ich den Eintritt in eine Klinik, der vom ersten Schritt, den man in die Institution tut, geregelt ist und ohne grosse Überlegungen auf den betreffenden Menschen in Ablauf gebracht wird, in dem jeder einzelne Handgriff eingeübt zu sein scheint.

Entpersönlichung ist immer eine Entwürdigung des Menschen – das heisst eine Missachtung der menschlichen Würde. Das geschieht nie auf der Ebene der Konzepte – sondern in kleinsten Details alltäglicher Handlungen in Pflege und Betreuung. Deshalb kommt es auch selten zur Sprache. Ich formuliere daher etwas überspritzt, dass die Ethik der Mitarbeiter – verstanden als gestaltete Grundhaltung in der pflegerischen oder erzieherischen Zuwendung – bei der schmutzigen Nase des Pflegebefohlenen beginnt.

b) Behinderung als persönliches Schicksal

In eine andere Richtung führt der zweite Hinweis auf das Menschenbild. Es betrifft unser Verständnis von *Kranksein, Behindersein, Altwerden, Pflegebedürftigkeit*.

Die letzten Jahrhunderte unserer abendländischen Entwicklung haben die Auffassung vom Menschen als einem individuellen, einmaligen und einzigartigen Wesen in den Vordergrund treten lassen. Individualität ist für unser heutiges Verständnis nicht nur das Letztgültige, weiter nicht mehr zu Hinterfragende, ihr Aufbau und ihr Ausdruck im Leben gilt zugleich als Zielvorstellung der Entwicklung. Alles, was diesem einzelnen Menschen widerfährt, beziehen wir als sein Schicksal auf die Individualität zurück – und auch Schicksal wird einmalig. Wird der Mensch von einer Krankheit heimgesucht, dann ist es eben «*seine*» Krankheit, die in seinen Lebenslauf einzufügen ist und dadurch erst so etwas wie «*Sinn*» erhält. Wir haben uns aufgrund dieser Auffassung die Gewohnheit angeeignet, mögliche Ursachen im Lebenslauf dieses einzelnen Menschen zu suchen. Die bereits im Neuen Testament von den Jüngern Jesu gestellte Frage, «Wer ist schuld, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde?», durchzieht bis heute unsere Denkweise, blass dass wir den Schuldbe-grieff etwas versteckter gebrauchen.

Einem derartigen Menschenbild ist es selbstverständlich, dass wir uns von *Krankheiten und Behinderungen distanzieren* können – und durch solche Distanz gelingt es uns, sie zu *verdrängen*. Das gesamte Heimwesen kann, so betont es die soziologische Be-trachtungsweise, als das Ergebnis oder als Kompensation solcher Verdrängung angesehen werden – was zugleich dazu führt, dass der durchschnittliche Mensch der heutigen Zivilisation sich auch vom Heimwesen distanzieren kann.

Darf ich nochmals betonen: Das liegt am zugrundeliegenden Menschenbild, welches Kranksein, Behindertsein, Altwerden, ja selbst das Sterben nur als *individuelles Einzelschicksal* fasst. Hier muss das, was sich künftig entwickeln soll, ansetzen: Wie wäre es, wenn diese Betonung des Individuellen nicht der Wahrheit entspricht – oder nur einen Aspekt der menschlichen Wirklichkeit betrifft? Wie wäre es, wenn wir in jeder Behinderung, in jeder Krankheit usw. gleichzeitig einen *Ausdruck einer kollektiven*, das heisst *uns allen zugehörigen Situation erblicken müssten?* Hier werde ich im abschliessenden Kapitel einzusetzen haben.

c) Behinderung als Störfaktor der Ganzheit

Der dritte Aspekt des gängigen Menschenbildes schliesst an die soeben gemachten Äusserungen zur Individualität an. Individualität wird immer als «intakte» *Individualität* verstanden – und diese wiederum wird als *Ganzheit* bezeichnet. Alles, was diese Ganzheit stört, ist ein Nicht-sein-sollendes, welches möglichst rasch zu beseitigen ist. Es ist mir unvergesslich, als ein Kollege an den Rand eines meiner Aufsätze, in dem ich vom behinderten Menschen als einem ganzen Menschen sprach, die Bemerkung an den Rand setze: «Aber der Behinderte ist doch gerade kein ganzer Mensch».

Der Mensch als intaktes Wesen – dies scheint heute das hervorstechendste Merkmal des gängigen Menschenbildes zu sein, das den Raster liefert für die meisten Bestrebungen in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik. Krankheit, Behinderung, Schädigung, Abbau usw. stören diese intakte Ganzheit, und wir stehen im Grunde wie schon einmal in der Geschichte unseres Jahrhunderts vor der Frage, ob das «nicht-intakte» Leben etwa das lebensunwerte Leben sei.

Auch in bezug auf diesen Gedankengang müssen wir uns den Prozess vergegenwärtigen, der sich unter der Oberfläche abspielt. Wir drängen den Behinderten und das Behindernde aus unserm Menschenbild hinaus und betrachten es in der Folge als etwas *Isoliertes*. Wir beschreiben dann die «typischen» Lehrbuchkrankheiten, so, als gäbe es sie ohne den Menschen, der ihr Träger ist. Das Ergebnis: *Das Behinderte und somit der Behinderte haben im Menschenbild keinen Platz*. Dies ist meines Erachtens die geheimste, weil *tiefste Form der Diskriminierung* – und jede Diskriminierung ist zugleich eine *subtile Form von Tötung*.

Ich glaube, dass diese drei Aspekte des gängigen Menschenbildes, das sich seit einigen Jahrhunderten in unserer Kultur entwickelt hat, die Grundlage bilden, auf welcher das Heimwesen in den letzten fünfzig Jahren aufgebaut wurde. Das Menschenbild verweist uns also auf jenen tiefen Zeitstrom, der sich im Heimwesen manifestiert. Wiederholt möchte ich betonen, dass hier nicht von der Schuld einzelner Menschen gesprochen werden darf. Es geht bei derartigen Überlegungen überhaupt nicht um das Aufdecken von Sündenböcken – ausser wir wären in der Lage, uns selbst darin zu finden. Vielmehr soll es um ein Verständnis einer Dimension unserer geistigen Situation der Gegenwart gehen, damit jetzt notwendige künftige Entwicklungen begrifflich klarer formuliert werden können.

4. Die Herausforderung der Zukunft

Wenn wir jetzt auf die Zukunft blicken, nehme ich die eingangs erwähnte Vorstellung, wir befänden uns an einer Wende, wieder auf und wiederhole die Behauptung, dass jede Zeitepoche ihre eigene Antwort auf Behinderung, Kranksein, Altwerden, Sterben usw. zu geben habe. Nun stellt sich die wichtige Frage, welcher Art jene Antwort sein müsste, zu welcher sich die nächsten Jahr-

zehnte neben oder anstelle der institutionellen durchzuringen haben. Bei einem derartigen Ausblick handelt es sich um «real-utopische» Aussagen, das heisst um Aussagen, welche in der Jetz-Zeit bereits die Wurzeln oder Ansätze zu neuen Antworten erkennen lassen.

Da gibt es zuvor zwei missverständliche Auffassungen abzulehnen, die sich aus dem Bisherigen ergeben könnten. Es geht aufgrund der Kritik am Heimwesen nicht um die Frage, ob wir künftig überhaupt noch Heime bauen sollen oder nicht. Diese Frage bleibt wiederum an der Oberfläche stecken. Genauso oberflächlich ist die Forderung, künftige Heime müssten vermehrt «die Bedürfnisse der Insassen und der Mitarbeiter» achten und berücksichtigen. Beides, *der Verzicht auf Heime wie die Berücksichtigung der Bedürfnisse ist zu wenig*. Es geht um Tieferes, Grundlegenderes: *Es geht um die Gewinnung eines neuen Menschenverständnisses, um die radikale Wandlung zu einem neuen Menschenbild*. Ich bin der Überzeugung, dass dies allein die Antwort der kommenden Jahrzehnte – oder vielleicht des kommenden Jahrhunderts – sein muss, und dass nur dies zu andern Lösungen der Behindertenfrage führen wird. Indem wir uns heute über wesentliche Aspekte dieses neu zu gewinnenden Menschenbildes bewusst werden, wird vielleicht gleichzeitig ein grundlegendes Merkmal der Wendezeit deutlich.

Ich kann die folgenden Gedankengänge in die einfache Form zusammenfassen: Es geht um ein neues Verständnis dessen, was als *ganzheitliches Menschenbild* bezeichnet werden kann.

a) Ganzheit als Qualität – nicht als Quantität

Hält man innerhalb der Pädagogik und Heilpädagogik nach dem darin vorherrschenden Verständnis der Ganzheit Ausschau, fällt zuallererst auf, dass der Begriff heute zu einem Schlagwort geworden ist. Mit grosser Vorliebe greift man dabei jene bekannte Pestalozzi-Formel auf und umschreibt Ganzheit mit den Begriffen «*Kopf, Herz und Hand*» – wodurch eine pädagogische Trinität entsteht, auf die sich jeder beruft, der etwas von sich hält. Ganzheit wird verstanden als Summe einzelner Teile, einzelner Faktoren, einzelner Dimensionen, das heisst unserer Zeit entsprechend eben als Quantität. Folgerichtig gibt es dann auch Faktoren, welche diese Quantität stören, wie ich dies bereits dargelegt habe. Es ist ein grosses Missverständnis, wenn man die Pestalozzi-Formel auf diese Weise interpretiert – was heute aber weit verbreitet ist.

Demgegenüber müssen wir die menschliche Ganzheit als *Qualität* auffassen, die trotz aller Schädigungen, Behinderungen, Krankheiten usw. gegeben ist. Ich kann auch sagen: *Die menschliche Ganzheit umfasst Behindertsein und Kranksein*. Von hier aus kann dann die These aufgestellt werden: Der Mensch ist jederzeit ganzheitlicher Mensch – auch im Kranksein, Behindertsein und Altwerden. Die Frage ist nur, ob wir Aussenstehenden, seien es Betreuer, Erzieher, Ärzte oder wer auch immer, diese seine Ganzheit respektieren und dafür sorgen, dass seine Lebensqualität gerade durch die derartige Zuwendung erhöht werde.

In einem so verstandenen Menschenbild ist die Behinderung nicht ein Störfaktor oder ein Defekt des Normalen. Kranksein nicht die Verirrung des Gesundseins – sondern beides sind zwei Kategorien, in denen sich Menschsein in seiner ganzen Fülle zum Ausdruck bringt. Ja selbst das Sterben und somit auch der Tod werden in dieses Menschenbild integriert und können nicht mehr verdrängt werden. Es ist ganz selbstverständlich, dass sich auf diesem Menschenbild die ärztliche Ethik, die Ethik des Pflegepersonals, die Ethik der gesamten Behindertenbetreuung aufbauen müssen.

Der Grundzug solcher Ethik besteht in der Frage: Wie gelingt es uns, im kranken, behinderten oder alten Menschen Wesensmerkmale des Menschseins schlechthin zu entdecken und durch die Zuwendung anzusprechen?

b) Jede Krankheit weist gesellschaftliche Strukturen auf

Ein ganzheitliches Menschenverständnis, welches wirklich diesen Namen verdient, kann den Menschen nicht mehr als individuelles Einzelwesen auffassen. Vielmehr geht es um die Erkenntnis, dass der Mensch in jedem Augenblick seines Daseins soziale, das heisst gesellschaftliche Bezogenheit aufweist – und zwar nicht nur so, dass er das Resultat der gesellschaftlichen Situation ist, wie dies der Marxismus betont. In jedem Augenblick ist er Einzelheit und zugleich Sozietät. Dies ist ein Gedanke, der von Sartre formuliert, aber bei weiten nicht von allen, die ihn nachzuhören versuchten, auch wirklich verstanden wurde. Bei ihm lautet die These: *Im Ich des Menschen sei die ganze Menschheit begriffen*. So umfassend ist die menschliche Ganzheit (4).

Wenn man dies anerkennt, wird man in jeder Einzelperscheinung des Menschen immer zugleich die gesellschaftliche Dimension erblicken müssen. Diese Vorstellung schafft uns heute, die wir auf einer jahrhundertealten individualistischen Entwicklung stehen, allergrösste Schwierigkeiten. Ich will deshalb an einem heute aktuellen Beispiel diese Sicht zu klären versuchen: an der AIDS-Erkrankung.

Wie bereits erwähnt, betont die gängige Auffassung die Krankheit als individuelle Angelegenheit, was dazu führt, dass wir nach Ursachen im Einzelschicksal dieser erkrankten Menschen suchen. Aufgrund der hier vorgeschlagenen Interpretation des ganzheitlich verstandenen Menschen kommt aber an AIDS etwas zum Ausdruck, was unsere gesellschaftliche Situation kennzeichnet. AIDS macht uns daher mit aller Deutlichkeit auf unsere eigene Situation aufmerksam und wir beginnen zu fragen: Welches Merkmal unserer Gesamtheit ist es denn, welches gerade durch diese Krankheit einen Ausdruck sucht? Ohne weitere Herleitung und Begründung gebe ich darauf die Antwort: Eine Auffassung von Sexualität, die sich im Laufe unseres Jahrhunderts von Normen und Werten befreien zu können glaubte und jetzt orientierungslos geworden ist. Oder kurz: Die heutige Verwahrlosung der menschlichen Sexualität, die nur noch sich selbst genügen will. Es ist die einseitig individualistisch verstandene Sexualität, die man als Bedürfnis des Einzelmenschen zu befriedigen sucht. AIDS als Ausdruck dieser die gegenwärtige Epoche kennzeichnende Grundströmung – dies wäre die Interpretation.

Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, warum eine derartige Auffassung allergrösste Schwierigkeiten bereitet. Macht man sie sich nämlich zu eigen, hat dies unerhörte Konsequenzen, auf die ich im abschliessenden Teil eingehen werde. Hier sei nur soviel erwähnt, dass wir uns in eine ganz andere, nämlich menschlich vertiefte Solidarität mit dem AIDS-Kranken hineinstellen – denn er bringt durch seine Krankheit etwas zum Ausdruck, woran im Grunde auch ich teilhabe. Hier kann es folgerichtig keine Sündenböcke mehr geben.

Was ich in bezug auf AIDS sagte, gilt grundsätzlich für jede Erkrankung, für jede Behinderung, für jeden Alterungsprozess.

Einladung an alle VSA-Veteranen

auf Donnerstag, 14. September 1989
zu einem Veteranen-Treffen auf der Au am Zürichsee

Programm:

- Ab 10 Uhr Besammlung der Teilnehmer bei der Schiffstation Bürkliplatz Zürich.
- 10.30 Uhr Abfahrt per Schiff zur Halbinsel Au.
- Nach 1 Std. Ankunft auf der Au. Von dort zu Fuss auf die Höhe zum Restaurant Halbinsel Au.
- Nach 12 Uhr Gemeinsames Mittagessen.
Anschliessend Gelegenheit zu freiem Gespräch, verbunden mit Erinnerungen an frühere Zeiten. Auch hoffen wir, zusammen einige Lieder singen zu können. Weitere Unterhaltungsmöglichkeiten vorbereiten.
- Zirka 16 Uhr Schluss des offiziellen Teils.
- 16.37 Uhr Rückfahrt auf dem See nach Zürich.

Liebe Veteranen,

Vor 10 Jahren haben wir zur ersten Zusammenkunft der Veteranen eingeladen. Sie fand am gleichen Tagungsort statt. Wir können diesmal also bereits das 10-Jahr-Jubiläum feiern. Machen Sie sich für diesen Tag frei. Es ist immer nett, ein paar Stunden mit Freunden und alten Bekannten verbringen zu dürfen. Sie erhalten noch eine persönliche Einladung.

Für das Organisationskomitee
Gottlieb Stamm

c) Die sakramentale Dimension des Menschseins

Der dritte Aspekt, auf den ich hinweise, basiert auf der Auffassung, menschliche Ganzheit sei weit mehr als rational fassbare Ganzheit. Was ist aber dieses «Mehr-an-etwas» – und vor allem: Wie lässt es sich sprachlich fassen?

Ich kann diese Frage nicht anders beantworten, als dass ich auf eine *Ur-Erfahrung* des Menschen und damit der Menschheit zurückgreife, die sich in der Sprache niedergeschlagen hat. Sowohl das griechische «anthropos», das hebräische «adam» als auch das lateinische «homo» – alles Begriffe für den Menschen – enthalten von ihrem Wortstamm her das *Hinaufschauen*, das *Übersich-Hinausgehen* (5). Menschsein ist, so kann man es in einem allgemeinen Sinne ausdrücken, jederzeit verwiesen auf etwas, das mehr ist als der Mensch selbst – *Menschsein ist verwiesen auf Sinn*. Dies ist aber erst die eine Bewegung. Sie muss ergänzt werden durch die andere: Im Menschen ist Sinn stets gegenwärtig. Beides, die auf Sinn hinweisende und die Sinnvergegenwärtigende Seite, gehören zur menschlichen Ganzheit. Und es eröffnet sich uns eine Dimension, die über das Vordergründige und rational Fassbare hinwegführt oder mitten in dieses hineinführt. Die Sprache im Bereich des Religiösen spricht hier von einer «sakramentalen» Dimension der Wirklichkeit und betont, dass die beiden erwähnten Funktionen, die auf Sinn hinweisende und die Sinn vergegenwärtigende, zu ihrem Wesen gehören (6).

Man ist geneigt, dies nur in den Bereich des Religiösen zu verbanen – wir müssen dies aber im Sinne des anthropologischen Denkens auf das Menschenbild hin betrachten. Dann stellt sich die Frage, was mit dem Begriff «*Sinn*» gemeint sein könnte. Ich kann dafür die knappe Formel wählen: Sinn ist das, wofür es sich lohnt, zu leben, weil es mich zu erfüllen vermag. Vielleicht müssen wir uns aneignen, weniger danach zu fragen, was der Sinn sei,

sondern vielmehr: *Worauf verweist mein Leben und was wird in meinem Leben gegenwärtig?* Diese Fragen würden uns vermehrt auf den gelebten Augenblick im Ablauf unseres konkreten Alltags aufmerksam machen – und dieser Augenblick würde sich jedesmal als «neu geschaffener» erweisen.

Und vielleicht würde es sich dann ab und zu ereignen, dass der kranke, behinderte oder alte Mensch für uns ein Sakrament wird, in welchem sich das Sein verdichtet und für uns gegenwärtig wird.

5. Die Wende ins Konkrete

Manch einer mag dieser Interpretation der menschlichen Ganzheit entgegenhalten, es handle sich bloss um schöne Worte, die doch letztlich die Praxis nicht zu verändern vermöchten. Ich will mich diesem Einwand stellen und mit drei Hinweisen auf den konkreten Alltag zurückführen, der aufgrund dieses Menschenbildes tatsächlich mit neuen Fragen angegangen werden muss.

a) Dieses Menschenbild führt in der Betreuung zu einer andern Fragestellung. Es geht nicht mehr um die Frage: «Wie ist dieser eine Mensch?» – denn die Antworten darauf bringen uns immer das Unterschiedliche vor Augen und stehen somit in Distanz zum andern Menschen.

Vielmehr müssen wir fragen: «*Was habe ich, der ich mich mit Behinderten beruflich abgebe, mit diesen wirklich gemeinsam?*» Wo kann ich jene Strukturen, Merkmale oder Kategorien erkennen, die auch an mir und in mir zum Ausdruck kommen und die ich als „gesund“ bezeichne?»

Diese methodische Fragestellung ist die logische Konsequenz des hier vorgelegten Menschenbildes, welches *Gesundsein und Kranksein, Behindertsein und Nichtbehindertsein integriert*. Es werden sich viele fragen, weshalb ich dieser Frage – und vor allem auch der Antwort, die jeder darauf zu geben hat – derart hohe Bedeutung beimesse. Es sind darauf verschiedene Hinweise zu geben. Integration des Behinderten, wie dies seit einigen Jahren zum Schlagwort geworden ist, kann nur dann vorgenommen werden, wenn wir in uns selber Behindertsein erkennen und anerkennen. Erst dann wird sich eine Haltung ergeben, welche den Behinderten nicht mehr zum Handlungsobjekt werden lässt: man verzichtet darauf, ihn zu verwalten.

Vielleicht ist dies der einzige Weg zu echter Solidarität mit dem Behinderten.

b) Der zweite Hinweis führt uns zu einem alten Begriff zurück, der in den letzten Jahren erneut in die Ethik aufgenommen worden ist und in der Zukunft wohl eine zentrale Bedeutung erhalten wird: Die *Verantwortung*.

Ich halte mich bei der Erklärung dieses Begriffes an das, was die Sprache selbst in ihn hineingelegt hat: Es geht da um eine Antwort – «*Verantwortung gibt es nur, wo es ein Antworten gibt*», sagt Buber (7) – und eine Antwort kann es nur geben, wenn ich zuvor angerufen oder angesprochen worden bin. Diese Zusammenhänge sind eigentlich nicht neu. Neu hingegen ist, dass wir aufgerufen sind, anstelle von Menschen zu antworten, die es selber noch nicht sind oder nicht mehr selbst antworten können: Die Gentechnologie zwingt uns, im Namen noch nicht geborener Menschen Verantwortung zu übernehmen; die Umweltzerstörung erfordert von uns, Verantwortung für kommende Generationen zu tragen usw.

Es gibt also so etwas wie eine «*stellvertretende Verantwortung*», die uns darauf verweist, an der Stelle eines andern Menschen auf einen Anruf zu antworten. Dieser Begriff und das, was er be-

zeichnet, wird in Zukunft ein neuer Wert sein müssen, nach welchem wir uns zu orientieren haben. Vielleicht hängt die gesamte künftige Entwicklung davon ab, ob es uns gelingt, diese Wertvorstellung bewusst zu akzeptieren und nach ihr zu leben.

c) Der dritte Hinweis führt unmittelbar in den praktischen Alltag hinein, wo sich die Lebensqualität des Behinderten ereignen soll. Denn das, was dieser Begriff meint, ist keinesfalls eine theoretische Angelegenheit.

Es ist die Frage, wie die Betreuung des behinderten oder alten Menschen zu gestalten sei, damit dessen *Lebensqualität* jederzeit gewährleistet sei. Wie bereits kurz erwähnt, sind die Antworten darauf nicht in einem Konzept einzufangen. Vielmehr sind sie unmittelbarer Ausdruck der Grundhaltung dessen, der in dieser Arbeit steht. Ich glaube, dass es letztlich um das Erstnehmen des jeweiligen Augenblickes geht: Um jenen Augenblick, wo ich mich als Mitarbeiter konkret diesem einen Menschen zuwende. Nicht von Kopf zu Kopf, nicht von Bedürfnis zu Bedürfnis, nicht von Körper zu Körper, nicht vom Nicht-behinderten zum Behinderten – sondern «*von Wesen zu Wesen*», von «*Person zu Person*».

Mitarbeiter pflegen diese Forderung immer mit der Zeitfrage zu beantworten. («Dazu fehlt uns die Zeit.») *Der gelebte Augenblick der Zuwendung ist aber kein Problem der Zeit*, vielmehr ist seine Gestaltung eine Angelegenheit der Grundhaltung. Es ist daher unbedingt zu fordern, dass wir künftig vermehrt auf diesen Aspekt der helfenden Berufe eingehen. Denn keine Professionalisierung leistet das, was die Grundhaltung zu bewirken vermag. Oft scheint mir, die Entwicklung der letzten Jahre lasse uns über diese elementare Basis hinwegschauen. Wir nehmen kaum mehr wahr, wenn ein alter Mensch im Zimmer vor zwei oder drei andern Insassen an das Lavabo geführt und nackt ausgezogen wird, um gewaschen zu werden – ohne dass ein Vorhang oder irgend eine andere Vorrichtung ihn schützt. Hier, in diesem Moment, entscheidet sich, ob die Betreuerin in der Lage ist, im Augenblick ihrer Zuwendung die Würde des alten Menschen ernstzunehmen.

Es ist selbstverständlich, dass die andauernde Fortbildung der Mitarbeiter im Heimwesen dazu aufgerufen ist, auf diese Seite intensiv einzugehen – auch wenn es gegen den Zeitstrom sein sollte.

Und so kehre ich zur Titelfrage zurück: Heimwesen wohin? Ich habe versucht, *Richtungen* anzugeben. Sie bestehen letztlich darin, dass wir unsere *eigene Sicht vertiefen* und das *vertiefte Verständnis zur Grundlage aller Entscheidungen erheben*, die wir im Zusammenhang mit der weitern Entwicklung des Heimwesens zu fällen haben.

Anmerkungen

- 1 Vgl. H.-D. Schneider: «Überblick über die Heimkonzepte in der Schweiz», VSA-Fachblatt 12/88, S. 742–748, W. Elsener: «Tendenzen in der Entwicklung der Heime in der Schweiz», ebda. Im April 1988 fand in Bern eine Tagung der Schweizerischen Vereinigung für Sozialpolitik (SVSP) statt unter dem Titel «Die Qualität von Heimen».
- 2 Als Beispiel erwähnte ich das Buch von F. Capra «Wendezeit», zudem: Biser Eugen: «Die glaubengeschichtliche Wende», Graz 1988.
- 3 So spricht zum Beispiel Arnold Gehlen von einer «Entlastungsfunktion der Institutionen», Anthropologische Forschung, rowohlt 1961.
- 4 Sartre, J.-P.: «Ist der Existentialismus ein Humanismus?» Paris 1942/1964.
- 5 Luyten, Norbert: «Menschsein als Aufgabe», Freiburg 1985.
- 6 Boff, Leonardo: «Kleine Sakramentenlehre», Düsseldorf 1976.
- 7 Buber, M.: «Elemente des Zwischenmenschlichen», in Bd. I, vgl. dazu: Siegenthaler, H.: «Verantwortung im Lehrerberuf», in: Krapf/Forneck/Siegenthaler: Auf der Suche nach dem Erzieherischen im Unterricht, BSB Basel 1985.